

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 160 (1881)

Artikel: Das Jubiläum Benedikt's des Heiligen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Jubiläum Benedikt's des Heiligen.

Am 4. April 480 erblickte zu Nursia in Umbrien (Italien) ein Knäblein das Licht der Welt, das zu einer Leuchte wurde in der Finsterniß, die im Mittelalter die Völker bedeckte; zum Ausgangspunkt eines Kampfes, der von unschätzbaren Folgen gewesen ist für das ganze geistige Leben des Mittelalters. Es ist Benedikt der Heilige, dem zu Ehren Anfangs April des Jahres 1880 das 1400jährige Geburtsfest gefeiert wurde in dem von ihm auf Monte-Cassino bei Neapel gegründeten Benediktiner-Kloster. Wie jedem Fürsten des Geistes der Kalendermann seine Hochachtung zollt, so auch diesem Leuchter in dunkler Nacht geistiger Verkommenheit und Verderbniß der Sitten im Mittelalter, dem um unsere ganze Kultur so hochverdienten Jubilar des 4. April 1880.

Die Benediktiner — so heißen die Mönche des von Benedikt gestifteten Ordens — sind seit der Mitte des 6. Jahrhunderts die Vermittler der Christianisirung und der Civilisation geworden, sowie ihre Schulen die Hauptanstalten zur Bildung des Abendlandes. Ich erinnere den Leser nur an die für die Schweiz so unendlich wichtigen und segensreichen Schulen zu St. Gallen und Rheinau; sodann an diejenigen in Fulda, in Reichenau, Hirschau auf dem Schwarzwald u. s. w., wo besonders der Adel und die Bischöfe ihre Kenntnisse und Erziehung erhielten. Von dem großen Reichthum, zu dem die Benediktinerklöster in kurzer Zeit gelangten, mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß Reichenau allein jährlich 60,000 Gulden Einkünfte hatte — eine für damals ungeheure Summe; und von dem Ansehen der Benediktiner, die sich stets fern hielten von politischen Händeln — gibt die Geschichte Auskunft, die uns sagt, daß der Orden im 15. Jahrhundert 15,107 Klöster besaß; daß er sich rühmen darf, unter seinen Gliedern 24 Päpste, 200 Kardinäle, 1600 Erzbischöfe, 4000 Bischöfe, 15,700 Schriftsteller, sowie 43 kaiserliche und 44 königliche Personen gehabt zu haben. Der Benediktiner-Orden hat für Hebung der Frömmigkeit, der gesammten Landeskultur und der Wissenschaft eine große Bestimmung gehabt und wie kein Orden sonst erfüllt. Die französische Revolution ließ den Orden fast nur in Italien und Sizilien übrig.

Mit scharfem Blick hatte St. Benedikt erkannt, was nöthig war, um der zerfallenden, in Trägheit, Rohheit und Unwissenheit versinkenden Welt wieder aufzuhelfen und der neuen christlichen Kultur den Sieg zu verschaffen. Durch die Pflege der Arbeit, der Musik und der Wissenschaften hat der Orden eben so viel zur Hebung aller Arten von Thätigkeit und des Wohlstandes als zur Gesittung und Bildung beigetragen. An der Spitze der Klöster, welche sich durch Bewahrung der klassischen Schriftwerke und Fortpflanzung antiker Kultur unsterbliche Verdienste erworben, stehen die Benediktiner. Ihre Büchersammlungen und Archive geben davon Zeugniß. Die Bibliothek des Mutterklosters auf Monte-Cassino ist noch heute, trotz vieler Verabungen (namentlich durch die Franzosen), die reichste ihrer Art. Unter 20,000 Druckbänden hat sie 500 Werke aus dem ersten Jahrhundert der Buchdruckerkunst; an werthvollen Handschriften 1380, und zwar aus dem 5. bis 19. Jahrhundert. An Urkunden besitzt das Kloster — die fürstlichen Diplome und päpstlichen Bullen nicht gezählt — über 90,000.

Wenn ein 1400jähriges Jubiläum in unserer schnelllebigen Zeit schon an sich ein großes Ereigniß ist, wie viel mehr derjenige auf Monte-Cassino, jenem Punkte, der wie ein Leuchthurm dasteht in öder Finsterniß. Darum erzähle ich gerne Einiges von diesem Feste. Am 4. April frühe bot der Klosterweg einen unvergleichlichen Anblick. Von Sonnenaufgang an war er bedeckt mit Landleuten, die einzeln und in Gruppen mit Weib und Kind hinaufzogen. Pilger mit Stäben und Kreuzen, Prozessionen, die singend und betend unter Vortragung des Cruzifixes sich vorwärts bewegten, dazwischen Engländerinnen zu Roß und zu Esel, Touristen aus Rom und Neapel, die Einwohner des Städtchens S. Germano — Alles zog einmüthig dem hochgelegenen Ziele zu. Vor der Klosterpforte hatten sich schon vorher die fliegenden Händler postirt. Wein, Brod, Orangen, Nüsse, Limonen wurden feilgeboden. Die Sonnenhitze hatte den Durst geweckt, und an der Cysterne im Klosterhof begann ein wahrer Kampf um Wasser. Ein jeder wollte der erste sein, die Lippen an den Rand des kupfernen Eimers zu setzen, der an eiserner Kette auf- und

abstieg. Es schien auch, daß die Umgegend weit und breit alle Kranken, Elenden und Bedürftigen entsendet hatte, um dem Feste einen eigenen Charakter zu geben. Unvergesslich wird mir die Szene bleiben — sagt ein Besucher des Festes in seinem Festberichte — die sich entwickelte, als um Mittag

die Kloster-suppe vertheilt werden sollte. In vier Riesentesseln wurde die Speise vor das Portal hinausgetragen. Im Nu hatten sich die Hunderte von Hungrigen darum geschaart und begannen ein verzweifelttes Ringen. Es war den Knechten unmöglich, sich zu bewegen, und den Bediensteten, die Vertheilung zu beginnen.

Mit übermenschlicher Anstrengung mußte mit dem Vorrath der Rückzug ins Kloster angetreten und derselbe hinter eine Gitterthür geborgen worden.

Unterdeß fand in der Kirche ein feierliches Hochamt statt. Der Erzbischof von Veroli celebrierte die Messe und der berühmteste Kanzelredner Neapels, P. Capocelatro, hielt die Festpredigt. Die Kirche strahlte im Glanze einer Un-

zahl von Kerzen. Jede anderweitige Dekoration hatte man unterlassen; der Glanz des heiligen Raumes hätte dadurch nicht erhöht werden können. Nur der Hauptaltar war mit Blumen geschmückt. Der Anblick, den das Innere bot, war ein überwältigender. Volles Sonnenlicht strömte durch

die geöffnete Hauptthür, gedämpftes durch die hohen Fenster herein und goß magischen Schimmer

über den prachtvollen mit Gold, Farben und edlen Steinen geschmückten

Raum. Die Frauen und Kinder in den malerischen Trachten sind in dichten

Gruppen knieend um die Pfeiler gelagert; die Männer nehmen stehend die Mitte ein; alle sind mit dem Rosenkranz in der Hand beschäftigt, der heiligen Handlung zu folgen, die am Hochaltar in festlichem

Glanz vor sich geht. Die aus Mangel an Raum nicht

eintreten konnten, lagerten draußen auf der Treppe. Eine Schaar aus den Abruzzern, die in Prozession gekommen, hat betend und singend, auf den Knien den Weg vom untern Hof die Freitreppen hinauf bis zur Kirche zurückgelegt.



Der heilige Benedikt.

Es ist ein Anblick, den ich nie in meinem Leben vergessen werde.

Kein zweites Kloster der Welt trägt in ähnlicher Weise schon äußerlich den Stempel der nicht mit dem geistlichen Regiment verbundenen fürst-

lichen Macht und Herrlichkeit, und es ist sehr zu wünschen, daß die italienische Regierung den gelehrten und liebenswürdigen Vätern von Montecassino noch lange gestatten möge, ihre Arbeiten in Wissenschaft und Kunst hier fortzusetzen.

Grüße und Grüeze.

„Auf der Waid“ bei St. Gallen sind zwei berühmte Kuranstalten, in welchen die Gäste eine streng vegetarische Lebensweise führen müssen, d. h. sie bekommen ausschließlich Pflanzkost zu essen und müssen sich aller Fleischspeisen, aller gegohrenen Getränke und des Tabaks enthalten. Milch und Wasser, Obst und allerlei Gartengemüse, Grahambrod und Suppe, das ist ihre Kost; daneben müssen sie bei schönem Wetter brav barfuß laufen und täglich Luft-, Sonnen- und Wasserbäder nehmen — kurz, ein naturgemäßes Leben führen. Schon mancher Baron, der sich durch Auster und Champagner und den ganzen Kram eines übermäßigen Lebensgenusses den Magen und die Nerven derart zerrüttet hatte, daß er auf dem letzten Boche pfiß und in den Augen der Bekannten schon als Todeskandidat galt, ist hier wieder zu voller Gesundheit und zu noch langem Leben gekommen. So war vor ein paar Jahren auch so ein reicher und doch armer Kauz aus Berlin da und suchte Rettung. Die Kur fiel ihm zwar sehr schwer, allein da es nun einmal hieß: „Entweder — oder“, so fügte er sich. Besonders zuwider war ihm des Morgens die Hafergrüze, deren er laut Befehl des Arztes, wohl oder übel, stets einen großen Teller voll essen mußte. „O diese abscheuliche Grüze!“ seufzte er bei jedem Löffel voll, den er mit wahrer Todesverachtung hinunterwürgte. Und wenn ihn seine Mitkuranten beim Morgenspaziergange fragten: „Na, Herr Baron, wie geht's?“ so antwortete er gewiß: „Danke, ganz leidlich, wenn nur die verdammte Grüze nicht wäre!“ Dieser Grüzenhaß gaudirte bald männiglich sehr, und um sich an seinem Aerger zu ergötzen, fragte ihn schließlich jeden Morgen Einer um den Andern mit theilnahmsvoller Miene: „Na, Herr Baron, wie schmeckte heute die Grüze?“ Dieser merkte schließlich doch, daß man sich über ihn lustig machte und wurde nun schon fuchswild, wenn er nur das Wort „Grüze“ hörte. Eines Morgens, als er eben wieder voll Selbstüberwindung seine Portion

Hafermus hinuntergewürgt hatte, ging er mißmuthig hinaus auf die Landstraße. Da kam ein Schulknabe daher, der erschrocken fast vor dem ärgerlichen Gesichte des Herrn, zog daher höflich sein Käppchen ab und sagte ängstlich: „Grüze.“ — Wie von einer Biene gestochen fuhr der Baron auf und warf dem Buben einen Blick zu, der ihm flinke Füße machte. „Wie kommt der verdammte Schlingel darauf, mich mit der Grüze zu necken?“ fragte er sich. „„Grüze““ tönte es plötzlich wieder neben ihm. Zornig blickte er um und sah, daß ein zweiter Schulknabe vorbeiging, hinter dem ein dritter herlief, der nun ebenfalls laut „Grüze“ sagte, indem er den Fremden höchst naiv ansah. Das kam dem Baron zu dick! Mit einem Satz sprang er auf den Buben zu: „Da, verdammter Schlingel, hast du auch eine Portion Grüze und zwar gesalzene! Von dir lasse ich mich nicht foppen, verstehst du!“ Damit gab er ihm eine Ohrfeige. Der Knabe heulte laut auf, sodaß die andern Kurgäste herbeisprangen und fragten, was da los sei. „I ha ja nu gseit: Grüze“, schluchzte der Geschlagene, „und do haut er mir grad Eins.“ „„Gefoppt hast du mich mit der verdammten Grüze, Kerl, frecher, und ihr zwei dort auch, untersteht Euch das noch Mal!““ rief wüthend der Baron. Die schweizerischen Kurgäste, die den Irrthum des Gekränkten sofort erkannten, erklärten diesem lachend, „Grüeze sei ein schweizerischer Gruß und bedente Gott grüße Sie,“ habe also mit seiner verhaßten Grüze nichts zu thun. Jetzt ging dem Baron ein Licht auf: er beruhigte und entschuldigte sich, zog rasch seinen Geldbeutel heraus und wandte sich an den Knaben, der sich die Thränen abwischte: „Da, Junge, hast du einen Franken als Schmerzensgeld; nun heul nicht mehr, bist ein braver Junge.“ Dann winkte er den beiden andern Schulbuben: „He, Jungens, kommt mal her, da hat auch jeder einen Zwanziger. Jetzt seid zufrieden und lernt brav in der Schule, aber sagt Niemand etwas von dieser Affaire.“ Der Kalendermann hat's aber doch erfahren.